

**Predigt im Gottesdienst zur Semestereröffnung am 15. April 2018
in der Evangelischen Universitätskirche Münster über 1. Petrus 5,
1 - 5**

Liebe Gemeinde,

für den heutigen Sonntag ist für die Predigt ein Text aus dem 1. Petrusbrief, Kap. 5, 1- 5 vorgesehen. Dort heißt es:

“Die Ältesten unter euch ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi, der ich auch teilhabe an der Herrlichkeit, die offenbart werden soll:

Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, und achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund, nicht als solche, die über die Gemeinden herrschen, sondern als Vorbilder der Herde.

So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit empfangen.

Desgleichen ihr Jüngeren, ordnet euch den Ältesten unter.

Alle aber miteinander bekleidet euch mit Demut; den Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade.”

Liebe Gemeinde,

dieser spröde wirkende, ermahnende Text aus dem 1. Petrusbrief eröffnet uns die Welt von Schaf- und Ziegenhirten und er eröffnet uns

die Welt von christlichen Gemeinden, die im ersten Jahrhundert in Kleinasien und im heutigen Irak zerstreut und als Fremde in ihren Gesellschaften lebten und die sich Gedanken machten, wie sie sich selbst in diesem wenig freundlichen Umfeld verstehen und organisieren sollten.

Beide Welten, die sich uns in diesem Text eröffnen, sind vermutlich den meisten von uns fern und fremd.

Ich selbst habe nie Schafe oder Ziegen gehütet. Als Bauernsohn in Süddeutschland hütete ich als Knabe allerdings Schweine und Kälber. Das waren meist nur wenige Tiere und sicherlich keine Herden. Eine Herde von Tieren, nämlich eine Schafsherde, hütete nur der Schäfer im Dorf. Das war ein wohlvertrautes Bild, wie er tagsüber am Rand eines Feldes stand, auf dem seine Schafe grasten und von seinen zwei Hunden daran gehindert wurden, sich selbstständig zu machen. Abends hat er die Herde dann in den aus Hürden gebildeten Schafstpferch gesperrt und sie wiederum von seinen Hunden bewachen lassen. Der Schäfer hat sich dann nach Hause zu seiner Familie aufgemacht oder - wenn er mit seiner Herde herumzog - beim Pferch in seinem Schafskarren genächtigt, was ganz früher üblich war.

Was es heißt, die Herde zu weiden und auf sie zu achten, konnte ich in

meiner Jugend auf der Schwäbischen Alb immer wieder schön beobachten. Der Hirte führte - je nach Jahreszeit - seine Herde auf Felder oder Heideflächen, wo sie Nahrung fanden. Er hielt sie mit Hilfe seiner Hunde zusammen, manchmal auch mit Hilfe seines Hirtenstabs, an dessen unterem Ende sich eine kleine Schaufel befand, mit der er ein Stück Erde nach ausbüchsenden oder streitenden Schafen war. Und der Hirte sorgte für den Schutz seiner Schafe vor allen möglichen Gefahren und allerlei Übeln. Er achtete sorgsam auf sie, sozusagen Tag und Nacht.

Viele Texte und Geschichten der Bibel eröffnen uns die Welt von Hirten und ihrer Herden.

In der Schriftlesung aus dem Johannesevangelium haben wir vorhin gehört, daß sich Jesus selbst als guten Hirten versteht.

Die Welt der Hirten und ihrer Herden ist mehr oder weniger in allen Zeiten ähnlich. Auch heute ist sie in unserem Land im Kern dieselbe wie vor zweitausend Jahren in einer ganz anderen Weltgend - was auch immer sich in der ein und anderen Hinsicht geändert haben mag. Gleichwohl mag es sein, daß diese Welt vielen von uns fern und fremd ist, weil die Welten, die die unsrigen sind, anders sind.

Das war bei den Adressaten des 1. Petrusbriefs anders. Der Autor des Briefs konnte davon ausgehen, daß die Welt der Hirten und ihrer

Herden Teil der Lebenswelt seiner Adressaten und ihnen vertraut ist und er sie nicht erläutern muß, sondern mit dieser Welt vielmehr deutlich machen kann, wie die christlichen Gemeinden sich verstehen und organisieren sollen.

Der 1. Petrusbrief sagt von sich selbst, er sei in Babylon, im heutigen Irak, geschrieben worden - und zwar vom Apostel Petrus im Beisein von Markus - und sei an diverse Gemeinden in Pontus, Galatien, Kappadozien, sowie der Provinz Asia und Bithynien gerichtet, die dort in den Weiten Kleinasiens zerstreut und als Fremde existierten.

Mehrmals schon war ich mit Studierenden unserer Fakultät in den Regionen in der heutigen Türkei, an die der 1. Petrusbrief adressiert ist, in Galatien - dem heutigen Ankara -, im Südosten der Türkei am Euphrat und vor allem in Kappadozien, dieser wunderschönen Hochlandschaft mitten in der Türkei, die jetzt im April von schneebedeckten vulkanischen Bergen umgeben ist.

In Kappadozien war einst ein Zentrum christlicher Theologie gewesen. Berühmte Theologen werden bis heute nach dieser Landschaft bezeichnet. Heute muß man christliche Gemeinden dort mit der Lupe suchen - wie auch in den anderen Regionen, die der 1. Petrusbrief nennt.

Wer in diesen Weltgegenden der Empfänger des Briefs - aber auch des Absenders - heute als Christ lebt, ist immer noch - oder besser gesagt: wieder - ein Fremdling in einem gesellschaftlichen Umfeld, das dem Christentum gegenüber nicht freundlich gesonnen ist und in dem Christen mit dem leben müssen, was Herbert Marcuse einst als *repressive Toleranz* bezeichnet hat.

Der 1. Petrusbrief richtete sich ursprünglich an Christen, die eine Minderheit in ihrer Gesellschaft sind und die im Verhältnis zu dieser Gesellschaft Fremde sind. Das ist in vielen Gesellschaften der Welt für Christen auch heute der Fall: daß sie in vielerlei Hinsicht Fremde sind - fremd den anderen, der Mehrheitsgesellschaft, in dem, was sie sind und glauben und leben. Manche sagen, daß auch wir in unserem Land auf mittlere Frist zu einer Minderheit werden würden. Da ist es wichtig, daß Briefe von Christen aus anderen Gegenden kommen, und gelegentlich auch Besucher - um zu sehen und zu erleben, daß man Teil einer weltweiten Bewegung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in der Nachfolge Jesu ist.

Wie lebt man als Christ und als christliche Gemeinde in der Minderheit, in der Diaspora, als Fremde? Und wie soll sich eine christliche Gemeinde in einer solchen Situation verstehen und organisieren?

Es legt sich in einer solchen Situation jedenfalls nicht nahe, differenzierte Organigramme für die Kirche zu entwerfen und eine hierarchische Amtskirche zu etablieren. Der 1. Petrusbrief greift - anders als andere Texte im Neuen Testament - entsprechend auch nicht das Bild des Tempels oder das eines herrschaftlichen Hauses auf, um von dort her eine Ordnung der Kirche abzuleiten.

Und er entfaltet - anders als Paulus - auch keine Lehre von mehrfachen Ämtern in der Kirche.

Eine christliche Gemeinde und insgesamt die Kirche ist eine Versammlung von Menschen, die von Gott wiedergeboren wurden zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Die in diesem Glauben und dieser Hoffnung zusammenkommenden Menschen bilden alle zusammen eine heilige Priesterschaft und ein heiliges Volk.

Um einer solche hoch ambitionierten und zugleich ganz und gar egalitären Gemeinschaft eine Organisationsstruktur zu geben, greift der Petrusbrief aus der Lebenswelt seiner Adressaten das Bild des Hirten und der Herde auf.

In den alten Zeiten lebten Hirten mit ihren Herden, hatten dabei jedoch die Aufgabe, die Herden dorthin zu führen, wo sie Nahrung finden und sie zu schützen, zu verteidigen und auf sie zu achten.

Diese Aufgabe sollen in den christlichen Gemeinden die so genannten "Ältesten" wahrnehmen: sie sollen schauen, daß Gottes Volk, die

Glaubenden, Zugang zum Wort Gottes haben, in dem sie Nahrung für ihre Seelen finden; daß sie zusammengehalten werden und sich nicht zerstreiten; daß sie klug verteidigt werden gegen alle offenen und subtilen Attacken aus der Gesellschaft, die ihr kulturelles und religiöses Fremdsein nicht respektieren, sondern sie mit der Religion und Kultur der Mehrheitsgesellschaft homogenisieren oder sie gar ganz auslöschen und vertreiben wollen.

Freilich: Hirten gibt es solche und solche. Und ein Hirte kann auf vielerlei mehr oder weniger gute Weise seine Aufgabe erfüllen. Das gilt auch für die "Hirten" und "Ältesten" der Gemeinden.

Der 1. Petrusbrief hat freilich eine klare Vorstellung, was gute Älteste ausmacht und sie von schlechten Ältesten unterscheidet.

Gute Älteste gehen ihrer Aufgabe nicht gezwungen, sondern freiwillig - also gerne - nach. In einem unfreundlichen gesellschaftlichen Umfeld heißt dies auch, für die Gemeinde dorthin zu gehen, wo es möglicherweise weh tut, und als öffentliche Repräsentanten der Gemeinde zur Zielscheibe xenophober und antichristlicher Aktivitäten zu werden. Beispiele dafür gibt es auch heutzutage in aller Welt viel zu viele.

Sodann erledigen gute Älteste ihre Aufgabe, weil sie ihnen ein Herzensanliegen ist und nicht, weil sie materiellen Gewinn suchen.

Und gute Älteste üben ihre Aufgabe nicht so aus, daß sie über die Gemeinde herrschen, sondern so, daß sie Vorbilder an Glaube, Hoffnung und Liebe in der Gemeinde sind.

Hier verläßt der Petrusbrief das Bild vom Hirten und seiner Herde. Hirten können ja keine Vorbilder für ihre Schafe oder Ziegen sein.

Das Bild aus der Lebenswelt der Adressaten des Briefs ist an einem entscheidenden Punkten an seine Grenze gekommen.

Die Verantwortlichen in der christlichen Gemeinde und Kirche können über die Glaubenden nicht so verfügen, wie ein Hirte über seine Schafe und Ziegen. Und die Ältesten können mit den Gemeindegliedern nicht so kommunizieren, wie ein Hirte mit seinen Tieren.

Die Ältesten können ihre Gemeinde auch nicht für Geschäfte nutzen und z.B. die Daten ihrer Gemeindeglieder an eine Werbeagentur oder an Cambridge Analytica für eine politische Analyse verkaufen - wie ein Freund die Kenntnisse über seine Freunde und wie ein Hirte seine Tiere veräußert.

Die Ältesten in der Gemeinde, die Verantwortlichen in der Kirche, haben es in der "Herde Gottes" mit Schwestern und Brüdern zu tun. Zusammen mit ihnen bilden sie ein heiliges Volk und eine heilige Priesterschaft. Aus ihnen zusammen wird das geistliche Haus der Kirche erbaut.

Herrschaft und autoritäre Leitung und hinterhältige Geschäftemacherei ist in so einer Gemeinde fehl am Platz; es geht vielmehr um wechselseitige Inspiration, Anregung und Hilfe - und um Liebe.

So ermahnt der Petrusbrief im 4. Kapitel: “Habt untereinander beharrliche Liebe; denn ‘Liebe deckt der Sünden Menge zu’. Seid gastfrei untereinander... Und dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat” (1. Petrus 4, 8.10).

Gerade darin sollen diejenigen, die in der Kirche eine Leitungsaufgabe haben, Vorbild sein: in der Beharrlichkeit der Liebe, die immer neu bereit ist, Sünden zu vergeben und sich zu versöhnen, in der Gastfreundschaft und im Dienst am Nächsten.

Interessant ist hier ja, daß es in der Vorbildlichkeit der Ältesten nicht um Sexualethik, auch nicht um Wirtschaftethik, auch nicht um Umweltethik geht - auch wenn entsprechende Verfehlungen unsere Neugierde besonders interessieren -, sondern um Nächstenliebe und Vergebung und Gastfreundschaft.

Die Überlegungen des Petrusbriefs zum Dienst der Ältesten hat auch eine unübersehbare Dimension für die heutige Ökumene.

Er stellt die von ihm angesprochenen Ältesten in die Sukzession des guten Hirten, Jesus Christus. Sie sollen das universale Werk Jesu vor

Ort konkret werden lassen: “Weidet die Herde Gottes”. Sie erhalten hier denselben Auftrag und dieselbe Aufgabe wie Simon Petrus am Ende des Johannesevangeliums, als Jesus ihn dreimal beauftragte: “Weide meine Schafe!” (Joh. 21,15-17).

Petrus selbst reiht sich als “Mitältester” demütig und bescheiden gleichrangig ein in die Vielzahl all der Frauen und Männer, die Sorge tragen für die christlichen Gemeinden und Verantwortung in ihnen übernehmen.

Ihnen allen gemeinsam voraus ist nur der “Erzhirte” Jesus Christus, der eine gute Hirte. Er allein bildet den Anfang und er allein geht all den Christinnen und Christen voraus- und voran, die Verantwortung für und in den christlichen Gemeinden übernehmen.

Die christlichen Gemeinden und die Kirche brauchen Menschen, die Verantwortung in ihr übernehmen. Die Gemeinden brauchen gute Älteste. Gerade in dem unfreundlichen gesellschaftlichen Kontext der christlichen Gemeinden, an die der 1. Petrusbrief adressiert war, wird besonders klar und deutlich, wie sie sich verstehen und organisieren sollen: die Kirche ist ein pilgerndes Gottesvolk, ein heiliges Volk, das einen geistlichen sozialen Raum bildet, in dem die einzelnen Glaubenden gleichermaßen unentbehrlich sind in ihrem Dasein und

ihrem Dienst. Diejenigen die Leitungsverantwortung in der Kirche tragen, haben darauf zu achten, daß genau dies möglich wird und geschieht.

Nun ist im heutigen Predigttext auch noch von den *Jüngeren* die Rede.

Nachdem er zuerst die Ältesten von der Herde Gottes, also den Gemeinden unterschieden hat, unterscheidet er in Vers 5 von den Ältesten die Jüngeren.

Wieder bricht der Text aus seiner ursprünglichen Bildwelt aus. Es ist ganz offensichtlich, daß der Verfasser etwas zum Verhältnis der Generationen in den Gemeinden sagen will.

Freilich ist seine Botschaft an die Jüngeren recht konventionell: Ordnet euch den Ältesten unter. Doch zu stark will er dieses Unterordnen auch nicht verstanden wissen und so bindet er die Generationen gleich wieder zusammen: "Alle miteinander bekleidet euch mit Demut".

Man gewinnt hier den Eindruck, daß der Autor all dieser Ratschläge kein wirklich konsequenter Denker war und gefangen war in konventionellen Vorstellungen seiner Zeit.

Er hätte den Jüngeren in den Gemeinden ja auch raten können: Laßt euch was einfallen! Oder: Seid begeistert! Oder: Tragt das Evangelium

in eure Lebenswelt hinein! Oder: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!

Doch nichts dergleichen. Ihm fällt keine andere Botschaft an die Jüngeren ein als die Ermahnung, sich den Ältesten unterzuordnen.

Das Inkonsequente daran ist ja, daß er die Ältesten zuvor zum Verzicht auf Herrschaft ermahnt hatte. Nun bemüht er jedoch wieder eine Vorstellung von Über- und Unterordnung.

Geht es in einer Gemeinde, in der alle Beteiligten von demselben Glauben, derselben Liebe und derselben Liebe bewegt und erfüllt sind, nicht viel mehr um ganz andere Einstellungen zwischen den Generationen? Zum Beispiel um den Respekt der Jüngeren gegenüber den Älteren, der sich darin äußert, daß sie ihnen zuhören und von ihnen lernen wollen. Und umgekehrt um ein offenes Ohr und Gesprächsbereitschaft der Älteren gegenüber den Jüngeren, um Liberalität ihnen gegenüber und um deren Ermutigung, eigene Wege zu gehen.

Ein solches oder ähnliches Verhältnis zwischen den Generationen sollte nicht nur in der Kirche bestehen, sondern auch an einer Universität.

Für mich als Professor wäre es ganz falsch, wenn die Studierenden sich unterordnen sollten. Auch hier geht es um Respekt der Jüngeren

gegenüber den Älteren und darum, daß ihre Erkenntnisse und Einsichten geschätzt werden und Interesse besteht, von ihnen zu lernen. Umgekehrt gilt es für die Lehrenden gegenüber den Studierenden und jungen Forschenden, auf ihre neuen Ideen und Sichtweisen zu hören und sie zu ermutigen, diesen nachzugehen. Die Lehrenden sollten das offene Gespräch mit den Studierenden und jungen Forschenden suchen und natürlich von ihnen erwarten, daß sie mit ihren Einsichten und Erkenntnissen über die Älteren hinausschreiten.

In der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden ist dabei immer auch Demut angebracht. Eine Universität lehrt allen in ihr Demut und Bescheidenheit bis hin zur Einsicht in die eigene Niedrigkeit gegenüber all den Gegenständen und Sachverhalten, an denen wir uns in unserer eigenen Beschränktheit mit unserem Erkennen- und Verstehenwollen abarbeiten. In den allermeisten Fächern der Universität sind Einübungen in die Demut oft gleich am Anfang des Studiums eingebaut: mit dem Lernen der alten Sprache in der Theologie, mit der Statistik in der Psychologie und den Wirtschaftswissenschaften, den Naturwissenschaften in der Medizin, der Mathematik in den Naturwissenschaften oder nochmals den Wirtschaftswissenschaften - um nur ein paar Beispiele zu nennen. Das kann bis zur Erfahrung von Demütigung gehen, in der jeglicher

studentischer Hochmut schnell ganz klein und bescheiden wird.

Doch sollte daraus eine Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren gefolgert werden?

Ich habe gerade dieser Tage ein längeres Gespräch mit einer Medizinstudentin geführt, die in ihrer Forschungsarbeit für die Promotion ein halbes Jahr lang brav und gehorsam den Vorgaben ihrer Professorin gefolgt ist und alle guten Ratschläge für ihre Experimente umsetzte, um dann festzustellen, daß sie damit in der Sache nicht vorankommt. Nun hat sie eine eigene Sichtweise auf die zu untersuchenden Nervenzellen entwickelt und auch eine dazu passende Methodik, um in ihrem Erkenntnisinteresse voranzukommen. Besseres kann man sich als Lehrender ja nicht wünschen. Eine Fortsetzung der Unterordnung unter die Vorgaben des Lehrenden wäre fehl am Platz. Ja, die Kategorie der Unterordnung paßt nicht in der Welt des Erkennens - wenn es denn wirklich um Erkennen und nicht um ideologisch geprägte Wissenschaft geht.

Nach solchen Lernerfahrungen, wie sie mir die Medizinstudentin erzählte, ist es zumindest an Universitäten dann auch durchaus angebracht, wenn die Jüngeren nicht zu demütig sind und sich für schlauer als die Älteren halten und insofern auch über die Einsichten

und Erkenntnisse der Älteren hinaus wollen.

Dies gilt auch in der akademischen Theologie und als Älterer kann man nur wünschen und hoffen, daß es immer solche Jüngeren gibt, die alles in der Theologie besser und tiefer verstehen wollen als die Älteren.

Auch in einer christlichen Gemeinde, wie sie uns der Petrusbrief vor Augen stellt, paßt die Kategorie der Unterordnung nicht - wie auch die Kategorie der Herrschaft nicht paßt. Das ist für eine christliche Gemeinde und die Kirche insgesamt eine schiefe Alternative und die Ordnung liegt jenseits dieser Alternative von Vor- bzw. Überordnung und Unterordnung. Es geht um ein partizipatives Miteinander, in dem wir uns austauschen über unseren Glauben und unsere Hoffnungen und in dem wir gemeinsam ausprobieren, was es heißt in der Liebe zu leben: Ältere und Jünger, Frauen und Männer, Hiesige und Fremde, Kluge und weniger Kluge, Heilige und Sünder, usw.

Auch die Alternative von Demut und Hochmut ist in einer christlichen Gemeinde genauso schief wie an einer Universität. Demütige Bescheidenheit ist angemessen, wenn wir auf Gottes großzügige Güte und Gunst schauen. Ganz besonders ist sie angemessen, wenn wir auf die grenzenlos und intensiv liebende Hingabe Jesu Christi schauen, der gegenüber unsere Liebesversuche ganz bescheiden erscheinen. Da mag

sich unserer Blick dann ganz von selbst bescheiden nach unten senken. Doch gerade haben wir an Ostern gefeiert, wie Jesus als der Auferstandene unseren Blick wieder aufrichtet. Mit ihm schauen wir nun ganz und gar nicht demütig in die österliche Weite des neuen Lebens, das wir mutig und freudig in unsere Gemeinde und in unsere Gesellschaft einzubringen versuchen.

Und so singen wir nicht demütig, sondern mit aller Luft, die unsere Lungen füllt: "Er ist erstanden, Halleluja, freut euch und singt, Halleluja!"

Amen.